



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

57. JAHRGANG – HEFT 2
MÄRZ / APRIL 2005

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

MÄRZ / APRIL 2005

INHALT

Andreas Rössler: **Scherbenhaufen oder Puzzlestücke?** 29

Wolfram Zoller: **Der Ruf zur Umkehr** 39

Dorothea Zager: **Wo warst du, Gott?** 37

Christian Jung: **Die Übel, das Leiden und die Seligkeit** 41

Gerhard Bartning: **Der Lyriker Hermann Kükelhaus** 46

Bücher 50

Leser-Forum zu den „Thesen zur Arbeit des Bundes für Freies Christentum“ 53

Personen 54 **Termine** 55

Zum Nachdenken: Friedrich Heiler, Eifer und Weitherzigkeit

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager,
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil, Felix-Dahn-Straße 39,
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672
Fax 0711 / 7655619

Druck

Maisch + Queck

Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Pfarrer Wolfram Zoller,
Ulrich-von-Hutten-Straße 61,
70825 Korntal-Münchingen

Pfarrerin Dorothea Zager,
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Christian Jung M.A.,
Denzenbergstraße 22, 72074 Tübingen

Dr. Gerhard Bartning,
Finkenweg 55b, 22926 Ahrensburg

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Zwei Reformatoren: Eifer und Weitherzigkeit

Ich bewundere und liebe die beiden Reformatoren, Martin Luther und Huldreich Zwingli [...].

Luther ist der protestantische Verkünder der sola fides, des Glaubens an Gottes Gnade, die allein rechtfertigt; aber Luther fügte dieser Formel eine zweite bei: fides nusquam sola, der Glaube ist niemals allein, sondern immer mit der Liebe zum Nächsten müssen wir Gott unseren Dank abstatten für das große göttliche Gnadengeschenk, in ihm finden wir Christus in verborgener Gestalt wieder.

Zwingli andererseits, der große humanistische Gelehrte, verband mit seinem Glauben an das Evangelium von der göttlichen Gnade eine große Weitherzigkeit. Er schätzte und liebte die heidnischen griechischen Philosophen und Dichter. Er fand in ihnen wie in der ganzen Welt die „Samenkörner“ der göttlichen Offenbarung ausgestreut und folgte dabei dem Beispiel des Apostels Paulus, der auf dem Areopag in Athen, anknüpfend an den „Altar des unbekanntes Gottes“, den er dort fand, den heidnischen Athenern erklärte: „Was ihr unwissend verehrt, das verkündigen wir euch“.

Ich habe allezeit versucht, den Eifer Luthers für Gottes allein wirkende Gnade mit der Weitherzigkeit Zwinglis, die überall Gottes Offenbarungswirken schaute, zu verbinden.

*Friedrich Heiler: Rundbriefe der Ostasien- und Indienreise.
Herausgegeben von Udo Tworuschka. Verlag Otto Lembeck,
Frankfurt am Main 2004 (ISBN 3-87476-416-8), 396 Seiten,
kartoniert, 26 Euro.
Darin Seite 88.*

Das Buch wird in dieser Nummer auf Seite 50 besprochen.

Wort des Schriftleiters

Scherbenaufen oder Puzzlestücke?

Nicht zufällig klingt in den ersten drei Hauptartikeln dieser Nummer (von Wolfram Zoller, Dorothea Zager und Christian Jung) die schreckliche Tsunami-Katastrophe vom 26. Dezember 2004 nach. In Südasiens kamen auf einen Schlag fast 300.000 Menschen ums Leben. Dabei wurden zahllose Familien ausgelöscht oder zerbrochen. Unzählige Überlebende wurden körperlich und seelisch auf Dauer beschädigt. Ihre wirtschaftlichen Mindestanforderungen wurden vernichtet. Man kann sich das ganze Elend gar nicht vorstellen.

Nach einer beeindruckenden ersten Welle weltweiter Hilfsbereitschaft besteht die Neigung, wieder zur Tagesordnung überzugehen. Wir sind vergesslich. So kann die Zweimonatsschrift „Freies Christentum“ aus der Not, in der Aktualität hinterherhinken zu müssen, diesmal eine Tugend machen, sich dem raschen Vergessen in den Weg zu stellen.

Wie es auch aus den genannten drei Artikeln deutlich wird, hat die Flutkatastrophe vom zweiten Weihnachtsfeiertag 2004 Glaubensfragen aufgeworfen: „Wo warst du, Gott?“ Die so genannte Frage der „Theodizee“, die Hiob-Frage, die Frage nach der Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel und des Bösen in der Welt, ist aber ständig angebracht. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Jeden Tag sterben etwa 20.000 Kinder an Hunger; pro Jahr sind das sieben Millionen. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft wurden planmäßig etwa sechs Millionen Juden ermordet.

Für Menschen, die keinen überpersönlichen, geistigen und willentlichen Grund aller Dinge und Wesen voraussetzen, für Atheisten also, stellt sich die Theodizee-Frage nicht. Für sie bleibt alles zufällig, ohne Sinn und Ziel, letztlich im Nichts versinkend, auch wenn sie das, was ihnen widerfährt und begegnet, als Anlass für Sympathie, Solidarität, Hilfsbereitschaft, Menschlichkeit aufgreifen können. Die Theodizee-Frage stellt sich aber, wenn wir den schaffenden, alles umgreifenden Seinsgrund als Allwirksamkeit und zugleich als Güte glauben: „Wie kann der allmächtige, alles bestimmende, gütige und zur Liebe fordernde Gott all das Schreckliche zulassen?“

Ich meine, dass hier auch Gesichtspunkte aus der Haltung eines freien Christentums einzubringen sind – Gesichtspunkte, die das freie Christentum freilich nicht für sich gepachtet hat.

Erstens ist die Verborgenheit oder Rätselhaftigkeit Gottes zu betonen, wie das Albert Schweitzer getan hat. Gott ist und bleibt unbegreifliches Geheimnis. Wer meint, auf alle Glaubensfragen der Leute eine Antwort zu wissen und Gott in seinem Wesen und Wirken ganz zu verstehen, steht nach einer Katastrophe wie dieser Flutwelle in Südasien mit seiner religiösen Botschaft vor einem Scherbenhaufen. Wer aber weiß, dass unsere Gotteserkenntnis so oder so bruchstückhaft ist, kann weiterhin versuchen, die durch die religiöse Überlieferung und die eigene Glaubenserfahrung gewonnenen unverbrüchlichen Einsichten wie die Teile eines Puzzles zusammenzusetzen. Dabei passen manche Teile dieses Puzzles nicht so recht zusammen und andere fehlen völlig. Damit werden wir uns bescheiden müssen.

Ohne den tragenden Daseinsgrund kann nichts auch nur einen kleinen Augenblick bestehen. Wir sind unserer selbst nicht mächtig. „Von allen Seiten umgibt du mich und hältst deine Hand über mir“ (Psalm 139,5). „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apostelgeschichte 17,28). „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“ (Römer 11,36). Gott ist irgendwie in allem wirksam, an allem beteiligt. Aber eben „irgendwie“. Wir wissen nicht wie. So ist es einerseits sinnvoll, Gott in ganz bestimmter Not um Hilfe zu bitten, denn er ist uns näher als wir uns selbst. Er hört uns. Aber wie er uns hört und erhört, wissen wir nicht. Es bleibt rätselhaft. Nur dürfen wir hoffen, dass Gott auch durch Katastrophen hindurch alles zu einer Erfüllung, zu einer Vollendung führen wird, auch wenn wir uns das jetzt nicht im Einzelnen vorstellen können.

So ist das mit den Puzzlestücken: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin“ (1. Korinther 13,12). Eben dies ist auch die Botschaft von Karfreitag und Ostern: Das Scheitern ist nicht das Ende. Trotz allem wird Gottes Güte das letzte Wort haben.

Zweitens spielt auch hier der Gedanke der Freiheit eine unverzichtbare Rolle. Der britische anglikanische Theologe John Macquarrie umschreibt in seiner Dogmatik „Principles of Christian Theology“ (New York 1966) Gott als „Seinlassen“: „God's essence is Being, and Being, in turn, is letting-be. So it is of the essence of God to let be“ (= Gottes Wesen ist Sein und Sein ist Seinlassen. So gehört es zum Wesen Gottes, sein zu lassen“, S. 183).

Mit anderen Worten: Die alles bedingende, alles erst ermöglichende Seinsmacht gewährt dem, was sich ihr verdankt, dem, was sie ins Dasein ruft, einen Spielraum der eigenen Entfaltung. Gott lässt sein. Er lässt sich die Welt, die Natur nach den Gesetzen entwickeln, die er in sie hineingelegt hat. Er gibt den von ihm geschaffenen geistigen Wesen, den Menschen, einen Raum der Freiheit. Sonst

wären wir bloße Marionetten oder Maschinen. Diese Freiheit, die aus dem „Seinlassen“ folgt, hat freilich ihren Preis. In der Natur kann es zu Umbrüchen und Umwandlungen kommen, die wir als Durcheinander oder gar als Zerstörung erfahren. Menschen können ihre Freiheit missbrauchen und eigenes wie fremdes Leben schädigen oder vernichten.

Warum hat das Gott alles so angelegt? Warum lässt er alles so sein? Wir wissen es nicht. Doch stehen wir unter der unbedingten Forderung der Gerechtigkeit und der Liebe. So haben wir nach Kräften unseren Freiraum dafür zu nutzen, dass sich die Natur nicht zerstörerisch gegen das Leben richtet. Ferner haben wir unsere Freiheit für das Wohl anderer und zu unserem eigenen Besten verantwortlich zu gebrauchen. Wir dürfen uns dem Wirken des befreienden, heilenden, erneuernden Geistes Gottes nicht in den Weg stellen.

„Gott ist Seinlassen“ (God is letting-be). Damit ist kein Platz für einen „Supranaturalismus“, das heißt für die Erwartung, Gott werde die von ihm selbst in die Natur und in das menschliche Leben gegebenen Ordnungen gelegentlich durchbrechen, um unsere Wünsche zu erfüllen. Wir werden auch die Osterbotschaft nicht so verstehen können, als habe Gott Jesus in einer solchen Weise auferweckt, dass er die Gesetzmäßigkeiten des Werdens und Vergehens dieses eine Mal außer Kraft gesetzt habe. Jesus ist zu Gott heimgekehrt, durch sein irdisches Sterben hindurch, und er lebt in Gott. Das haben seine ersten Jünger erfahren. Das dürfen wir auch für uns hoffen und benötigen dazu keine „supranaturalistischen“ Vorstellungen. Jesus ist der Anhaltspunkt, der Bürge für unserer eigene Osterhoffnung.

Andreas Rössler

Wolfram Zoller

Der Ruf zur Umkehr

Gedanken zu Matthäus 4,12-17

Pfarrer Wolfram Zoller ist Autor zahlreicher Beiträge in der Zeitschrift Freies Christentum und zweier Hefte der Reihe „Forum Freies Christentum“ (Nr. 47, Januar 2004: „Wahrheit gegen Beliebigkeit. Gilbert Keith Chestertons Plädoyer für christliche Orthodoxie als Herausforderung an eine säkularisierte Welt und an ein verweltlichtes Christentum“; Nr. 39, Juni 1997: „Evolution der Liebe. Eine Erinnerung an Leben und Denken von Henry Drummond“). Die folgende Predigt hielt er am 9. Januar 2005 in der Christuskirche zu Korntal.

„Als Jesus hörte, dass Johannes gefangen gesetzt worden war, zog er sich nach Galiläa zurück. Und er verließ Nazareth, kam und wohnte in Kapernaum, das am See liegt im Gebiet von Sebulon und Naftali, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten Jesaja, der da spricht (Jesaja 8,23 - 9,1): ‚Das Land Sebulon und das Land Naftali, das Land am Meer, das Land jenseits des Jordans, das heidnische Galiläa, das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen; und denen, die da saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein Licht aufgegangen.‘ Seit der Zeit fing Jesus an zu predigen: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ (Matthäus 4,12-17)

Vom Ganzen her denken

In einen einzigen Satz fasst Matthäus hier am Anfang seines Evangeliums die ganze Botschaft Jesu zusammen, und als allererstes Wort Jesu hören wir den Aufruf: „Tut Buße!“ Er wiederholt damit bis aufs Wort genau die Predigt Johannes des Täuflers im vorhergehenden Kapitel: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ Jesu erstes Wort also - ein Befehl!

„Tut Buße“: Diesen mittelalterlichen Fachausdruck aus der katholischen Beichtpraxis, mit dem Martin Luther das Wort des griechischen Urtextes übersetzt hat, sollten wir allerdings schnellstens durch einen besseren ersetzen, hat doch der Begriff „Buße“ in der heutigen Sprache eine ganz andere Bedeutung gewonnen, nämlich die von „Strafe“. So reden wir zum Beispiel von den neuen „Bußgeld“-Regelungen seit Jahresanfang, oder davon, dass einer seine Strafe „verbüßt“ habe. Nein, dieser Begriff kann heute religiös nur noch zu Missverständnissen führen. In der Sprache Jesu und seiner Bibel aber lautet das entsprechende Wort auf Deutsch ganz einfach „Kehrt um!“, „macht kehrt“, die ihr auf einem falschen Weg seid, ändert euch grundlegend, schlagt eine ganz neue Richtung ein! Es ist dieselbe Forderung an das Volk Israel, die wir schon bei den Propheten des Alten Testaments finden.

Matthäus spitzt also die Botschaft Jesu in diesen knallharten Imperativ zu: „Ändert euch!“ Diesen strengen Jesus sind wir freilich nicht mehr gewohnt. Im Raum der Kirche lernen wir Jesus meist nur als freundlichen Erlöser und Heiland, als Seelentröster und Freudenbringer kennen. Aber Matthäus berichtet recht: Nach Jesu eigenen Worten hat das Evangelium, das Freudenwort, seinen Sinn verfehlt, wenn es nicht in eine entsprechende Lebenspraxis mündet: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel!“ (Matthäus 7,21).

Worin diese Änderung bestehen soll, hat schon der Täufer klar ausgesprochen

(Lukas 3,10-14): den Reichtum mit den Armen teilen, Ehrlichkeit im Gewerbe, Gerechtigkeit und Menschlichkeit im gesellschaftlichen Leben, mit anderen Worten ein Leben nach dem alttestamentlichen Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ (3. Mose 19,18). Etwas Anderes hat auch Jesus nicht verlangt, wenn er es auch noch schärfer zugespitzt hat. Er hat allerdings das Gebot der Nächstenliebe im engsten Zusammenhang gesetzt mit dem anderen der Gottesliebe: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Matthäus 22,37-39). Und warum „gleich“? Weil Gott für Jesus der liebende Schöpfer und Vater aller Menschen und aller Wesen ist, und weil deshalb die Ehrfurcht vor Gottes liebendem Ja zu seiner Schöpfung logischerweise die Ehrfurcht vor unseren Mitmenschen und Mitgeschöpfen zur Folge haben muss. Weil Gott der Schöpfer des Ganzen ist, deshalb sollen auch wir vom Ganzen her, also immer zugleich auch vom Andern her denken und nicht bloß von unseren eigenen Bedürfnissen und Interessen ausgehen, so berechtigt diese auch sind, wie es heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Das ist die Sinnesänderung, die Umkehr, die Johannes der Täufer und Jesus gefordert haben. Das bedeutet allerdings für uns Durchschnittsmenschen eine umwälzende Veränderung, denn natürlicherweise denken wir immer zuerst an uns selber und unseren Lebenskreis, wie es jedes irdische Lebewesen tun muss, wenn es sich im harten Konkurrenzkampf behaupten will. Aber wir Menschen als Abbilder der schöpferischen Kraft Gottes können ja mehr als die vernunftlose Kreatur, und wenn wir nur dem Naturgesetz mit dem Recht des Stärkeren folgen, dann ist das bei unseren heutigen Fähigkeiten eben ein Weg, der ins Verderben führt, zu immerwährendem Streit und Hass und Gewalttat, zu Ausbeutung und Kriegen, zu Nationalismus und Rassismus, und alles mit den selbstmörderischen Mitteln der modernsten Technik und Logistik. Gott sei Dank aber geht uns heute auf unserem klein gewordenen Globus immer mehr auf, dass dieser durch die Jahrtausende hin ausgetretene Weg in unseren Zeiten und für die Zukunft der Menschheit nicht mehr der richtige sein kann.

Deshalb sind die überraschend großen individuellen und staatlichen Hilfsleistungen für die Opfer der entsetzlichen Flutkatastrophe vom 26. Dezember 2004 ein so ermutigendes Zeichen, dass wir allmählich lernen, auf dieser Insel im Weltall füreinander verantwortlich zu sein. Aber freilich stehen wir erst am Anfang dieser Umkehr unseres Bewusstseins und Verhaltens, die Johannes und Jesus vor zweitausend Jahren als einsame Rufer und Vordenker ihrer Zeit gefordert haben.

In ihrem Ruf zur Umkehr sind sich Jesus und der Täufer Johannes einerseits einig, und zeitlebens hat Jesus vom Täufer immer nur in den höchsten Tönen der Anerkennung und Verehrung gesprochen. Aber dennoch konnte Jesus im gleichen Atemzug sagen: „Der Kleinste im Himmelreich ist größer als er“ (Matthäus 11,11). Denn der Täufer hatte die nahe Gottesherrschaft erst angekündigt, aber Jesus sah mit seinem eigenen Wirken diese Ankündigung, also das Hereinbrechen des Gottesreiches, bereits anfangsweise erfüllt. Es lohnt sich, über diesen Unterschied einmal weiter nachzudenken. Denn damit hängt die Frage zusammen: Wie kommen wir eigentlich dazu, diesem schroffen Ruf zur Umkehr zu folgen? Zwischen Einsehen und Tun liegt ja oft eine tiefe Kluft! Was aber kann und soll uns denn, auch abgesehen von Vernunftgründen, zur Umkehr bewegen?

Sich aus dem erfahrenen Ja entfalten

Beide, Johannes wie Jesus, begründen nach Matthäus den Umkehrruf gleich: „Kehrt um, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ Aber wenn irgendwo die sprichwörtliche Redewendung gilt: „Wenn zwei dasselbe sagen, so ist das noch lange nicht dasselbe“, dann hier. Für beide ist zwar das Gottesreich oder Himmelreich das Reich der Vollendung der Schöpfung, in der die menschliche Sünde, also unsere Verkehrtheit und Schwäche, keinen Platz mehr haben würde. Es ist das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Aufhebung von Leid und Tod. Eben deshalb muss vorher all dies Negative ein Ende finden im alles umstürzenden göttlichen Gericht. Das glaubten beide. Aber für den Täufer war das noch reine, wenn auch nahe Zukunft, die zu erleben es nur eine Chance gab: Das Bekenntnis der Sünden und die Annahme der göttlichen Vergebung und Reinigung in der Taufe im Jordan. Das so gereinigte Gottesvolk sollte dann in der Zeit bis zum nahen Gottesgericht sichtbare Früchte der Umkehr bringen, nämlich ein Leben nach dem Willen Gottes als Vorhut seines kommenden Reiches.

Ein ungeheurer Gerichtsernst erfüllte die Botschaft des Täufers, die denn auch nicht ohne Wirkung blieb: Viele Menschen pilgerten herab von den Bergeshöhen des jüdischen Landes in die Tiefe des Jordantales, wo der Fluss dann ins Tote Meer mündet. Was hat diese Menschen bewogen, den so beschwerlichen Weg mit einem Höhenunterschied von tausend Metern auf sich zu nehmen? Es war die Gerichtsdrohung, die wie ein Blitz in ihr Herz fuhr: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt: Jeder Baum, der nicht gute Frucht trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen“ (Matthäus 3,10). Ja, wenn Gottes Zorn- und Strafgericht so nahe ist, Johannes aber noch eine Chance der Rettung anbietet,

dann bleibt - wenn man diese Stimme ernst nimmt - ja nichts Anderes übrig als ihr zu folgen und ein neues Leben anzufangen. Das Gewissen schlug diesen Menschen bis zum Hals.

Doch war das wirklich eine grundlegende Umkehr und Erneuerung dieser Menschen? War sie nicht nur eine Frucht der Angst vor dem kommenden Feuer, ein Kuschen vor der Drohung der Strafe? Hat solche Angst jemals einen Menschen wirklich im Grund seines Seins verändert? Bewirkt Angst nicht immer nur eine erzwungene, erpresste Anpassung an den Willen einer überlegenen Macht? Würden diese Menschen den Willen Gottes auch tun, wenn die Drohung und damit die Angst wegfallen würde?

Wer in der Kindererziehung Erfahrung hat, kennt diese Probleme. Gewiss, Kinder brauchen klar gesetzte Grenzen, die nicht ohne Folgen überschritten werden können. Insofern kommt eine vernünftige Erziehung ohne Strafen nicht aus. Wie diese sinnvoll gestaltet sein müssen, ist dann freilich ein Problem für sich, auf jeden Fall so, dass Kinder dadurch die notwendig gesetzten Grenzen erkennen. Aber haben Strafen jemals ein Kind im Innern verändert und zum Guten motiviert? Hat eine Erziehung nur mit Drohungen jemals frohe, freie, lebens-tüchtige junge Menschen hervorgebracht oder nicht vielmehr innerlich beschädigte aggressive Menschen, die nur darauf warten, bis sie der drohenden Macht ent-rinnen, um dann endlich um so rücksichtsloser das tun zu können, was ihnen so lange durch äußerlichen Druck versagt worden ist, und so den erhaltenen Druck an Andere weitergeben? Oder umgekehrt Menschen, die lebenslang innerlich unfreie niedergetretene Typen werden, die mit allen Mitteln immer neu versu-chen, sich die Anerkennung zu verschaffen, die ihnen bei der Ausbildung ihrer Persönlichkeit abging, und die nie aus freiem Willen Liebe generös verschenken können? Wo Drohung und Strafe die einzigen Mittel der Menschenbildung sind, erreichen sie nur Drill und damit genau das Gegenteil von wahrer Menschlichkeit.

Nein, Drohung und Strafe machen in der Erziehung erst da Sinn, wo sie ein-gebettet sind in eine Pädagogik der Liebe, der Anerkennung und Bejahung. Ein solches Ja ist es, was Kinder und überhaupt alle Menschen brauchen, wenn sie sich gesund entfalten sollen, und alles Nein kann nur seinen Platz haben als Aus-druck dieses grundlegenden Ja zum anderen Menschen.

Auch Jesus muss von dieser Wahrheit überzeugt gewesen sein, er, der das Leben doch so genau beobachtet hat, wie seine Gleichnisse zeigen. Deshalb war sein Weg dann doch ein ganz anderer als der des Täufers, und seine Ankündi-gung: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“ hat bei ihm einen ganz neuen Sinn. Jesus ging nicht wie der Täufer vom kommenden Gericht aus, ob-wohl er es keineswegs verleugnete. Aber er hatte in seiner Taufe Gott als Vater

erfahren, der ihn zum Sohn berufen hatte. Fortan lebte er in diesem liebenden, väterlichen Gott und war sich gewiss: Gottes Pädagogik ist zuerst das Ja und dann erst das Nein, die Liebe und nicht zuerst die Drohung, die Freude und nicht die Angst, wie bei Kindern, die in einer intakten Familie fröhlich aufgehoben sind. So begann für ihn das wahre Reich, die wahre Herrschaft Gottes nicht erst im Hereinbrechen des Jüngsten Gerichts, sondern zuallererst im Erweis von Gottes Väterlichkeit, die er, Jesus, als berufener „Sohn“ in seinem Denken, Reden und Handeln verkörperte. Darum kümmerte er sich um die Vernachlässigten und Ausgegrenzten, die Zöllner und Sünder, und um die Kranken, die mit ihrem Zustand angeblich von Gott gestraft sein sollten.

Ihm musste wohl klar geworden sein: Erst aus dem Ja der Liebe kommt die Kraft, die Menschen innerlich wirklich so verändert, dass sie das Richtige und Gottgewollte aus freien Stücken tun, ohne äußeren Druck, weil sie doch Kinder des Höchsten sind, getragen vom voraussetzungslosen Ja des Vaters. Darum sagte er: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Gottesreich kommen“ (Matthäus 18,3).

„Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“ heißt bei Jesus also, ganz anders als beim Täufer: Es ist anfänglich gegenwärtig geworden in seiner Person und in seinem Handeln, und die Umkehr soll deshalb nicht aus Angst vor Strafe geschehen, sondern soll eine Frucht der Freude darüber sein, „dass unsere Namen im Himmel geschrieben sind“ (Lukas 10,20). Nur diese Freude der Umkehr kann uns wahrhaft von innen heraus im Sinn der Liebe verändern.

In Matthäus 4,12-17 kommt dieses Neue und Positive im Ansatz Jesu darin zum Ausdruck, dass Jesus, nach der Gefangennahme und damit dem Ende der Wirksamkeit des Täufers, nach Galiläa, also seiner Heimat zurückging, - in jenes Galiläa, das von den frommen Juden Jerusalems als halbheidnisches Land immer nur scheel und verächtlich angesehen wurde. Doch gerade da begann Jesus, Gottes Reich zu verwirklichen. Er verlangte nicht wie der Täufer, dass die Menschen zu ihm pilgern müssten. Nein, die Liebe Gottes, die er verkörperte, wollte ihrerseits zu den Menschen da hingehen, wo sie in ihrem Elend saßen.

Gewiss, umkehren müssen wir alle von unseren verkehrten Wegen. Jesus machte klar: Dabei geht es in allem Ernst um das Verlieren oder Gewinnen des wahren Lebens, das heißt ob wir wahrhaft lebendig sind oder schon lebendig tot. Doch diese Entscheidung kann nicht aus Angst vor dem Gericht fallen, sondern nur aus der Freude über die Einladung Gottes in sein Vaterhaus und an seinen Tisch. Deshalb stellte Matthäus den Anfang des Wirkens Jesu in seiner Heimat unter das Prophetenwort, in dem er dieses Wirken vorgebildet sah: „Das heidnische Galiläa, das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht ge-

sehen; und denen, die saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein Licht aufgegangen“ (Jesaja 8,23 – 9,1) - Epiphany also, Aufleuchten der liebenden Wirklichkeit Gottes.

Dem Sinnlosen die Liebe entgegensetzen

Liebende Wirklichkeit Gottes: Kann man das auch heute angesichts der Weltkatastrophen noch glauben? Das ist ein unendliches Thema. Aber der Glaube an einen liebenden göttlichen Weltgrund lebt nicht vom Anschauen des Weltzustands, sondern im Gegenteil vom Trotz gegen diesen Weltzustand.

Deshalb ist dieser Glaube auch nie erloschen, so grausame Katastrophen die Menschheit bisher auch durchleben musste. Denn Glaube ist gerade die aus der Tiefe des göttlichen Geheimnisses kommende innere Gewissheit, dass das Licht mehr ist als die Finsternis, das Sein mehr als das Nichtsein, das Ja mehr als das Nein, der Auferstehungshintergrund größer als das Kreuz davor. So ist auch die Gemeinschaft der Glaubenden mehr als der Einzelne, der zweifelt oder seinen Glauben verliert, und hebt ihn bei sich auf.

Umso wichtiger ist daher unser Auftrag, die Übermacht des aufgehenden Lichts über alle Finsternis immer neu anzusagen und also Weihnachten und Epiphany zu feiern. Nur so werden wir fähig, wahrhaft umzukehren, den täglichen Kampf gegen die Finsternis und Lieblosigkeit in uns und außer uns aufzunehmen und der Sinnlosigkeit den Sinn der Liebe entgegensetzen.

Dorothea Zager

Wo warst du, Gott?

Die erneute Warum-Frage nach dem Tsunami am 26. Dezember 2004

Unter dem Eindruck der Flutkatastrophe in Südostasien am 26. Dezember stellt sich Pfarrerin Dorothea Zager (Worms) der menschlichen Urfrage: „Wie kann Gott das zulassen?“

Bis vor wenigen Wochen lagen am Meer in Südostasien die schönsten Urlaubsstrände, wölbte sich strahlend blauer Himmel über die Menschen, lag das Paradies für Erholungssuchende und Entkräftete, lag die Hoffnung für viele, die sich mit unserer Erholungsbedürftigkeit eine kleine Existenz aufgebaut hatten.

Heute zeigt sich dieses Paradies als eine Welt grausamster Verwüstung: Zerstörte Häuser, verwüstete Naturparadiese, Massengräber, verstümmelte Leichen, verzweifelte Eltern, hilflose Kinder, trauernde Ehepartner, entsetzliches Leid an Leib und Seele. Das Leid zieht sich von Sumatra über Thailand, Sri Lanka, Indien bis hin nach Somalia an die Ostküste Afrikas.

Ausgerechnet an Weihnachten, dem Fest der kindlichen Freude, dem Fest des Lichtes und „der Gefühle guter Geborgenheit“ (Wolfgang Petrak, Predigt zum 9. Januar 2005, in: Göttinger Predigten im Internet), kam dorthin die Macht des Todes und der Dunkelheit. „Tag für Tag haben wir mit ohnmächtiger Trauer und wachsendem Erschrecken die Todesnachrichten aus Südostasien in uns aufgenommen. Wir wurden Zeugen einer der größten Naturkatastrophen seit Menschengedenken“ (Wolfgang Huber, Essay „Wie konnte Gott das zulassen?“, Spiegel online). Das unvorstellbare Leid in Südostasien und bei uns bestimmt unsere Gedanken und erschüttert unseren Glauben.

Wir teilen mit allen Menschen die eine Frage: „Warum?“ Wir teilen sie auch mit denen, die nicht gläubig sind. Warum hat es dieses Seebeben vor der Küste Sumatras gegeben? Warum wurden die Menschen an den Küsten Südostasiens nicht gewarnt? Warum haben so viele die Gefahr unterschätzt? Warum konnten sich so wenige vor den Wassermassen in Sicherheit bringen? Warum mussten fast 300.000 Menschen sterben? Auf viele dieser Fragen gibt es Antworten.

Es gibt die ganz natürliche geologische Antwort, warum es dieses Beben gab. Wir leben auf einem Planeten, dessen Plattentektonik Spannungen erzeugt, die sich irgendwann einmal entladen müssen. Die Gründe, warum unsere Erde solch zerstörerische Kraft hat, liegt in ihr selbst: „Das Anwachsen und Sich-Bewegen der Erdplatten, die Prozesse unterhalb des Erdmantels, in denen gluthheiße Masse emporsteigt, sich abkühlt und wieder zur Erdmitte zurückfällt“ (Petrak), das ruft dann einmal stärkere, einmal schwächere Beben hervor oder eben solche entsetzlich zerstörerische Beben wie das am zweiten Weihnachtstag im Indischen Ozean.

Dann gibt es auch eine beschämende Antwort, die sich aus den weltweiten sozialen Unterschieden ergibt: Was den Katastrophenschutz angeht, ist die Infrastruktur in Südostasien völlig unterentwickelt. Es gab viel zu wenig Warnungen, kein System die Gefahr einzuschätzen und alle Menschen dort unten rechtzeitig zu warnen.

Ferner: Der Tsunami war rein optisch in vielen Gegenden nicht beeindruckend hoch. Niemand hat mit solch einer zerstörerischen Kraft gerechnet. Viele Menschen wurden überrascht, hatten keine Zeit, zu reagieren, wurden von einem Moment auf den anderen von den Fluten weggerissen. Aus all dem erklärt sich

dann auch die große Zahl der Opfer, die zu beklagen sind.

Weder die globale Klimaerwärmung, noch soziale Ungerechtigkeiten, noch ein Terror-Netzwerk oder irgend eine andere unserer zweifellos vorhandenen weltweiten Bedrohungen können als Verursacher dieser grausamen Katastrophe verantwortlich gemacht werden. Sie geschah, weil wir auf einer labilen Erde leben.

Erklärungen gibt es also genug. Aber sie sind nicht die Antwort auf unsere eigentliche Frage, die hinter all den anderen Fragen steht und uns seit Menschengedenken beschäftigt, ganz egal, welchem Kulturkreis und welcher Religion wir angehören: „Warum, Gott, hast du das nicht verhindert? Hast du uns nicht gesagt, dass du ein Gott des Lebens bist? Wo bist du gewesen, Gott, als die tödlichen Wassermassen kamen?“

Der Kinderglaube in Frage gestellt

Die Frage wird wieder genauso gestellt wie 1755, als das gewaltige Erdbeben von Lissabon 30.000 Menschen in den Tod riss und eine gewaltige Erschütterung in Europa auslöste. Johann Wolfgang von Goethe schildert, wie dieses Ereignis seinen Kinderglauben in Frage stellte: „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden ... hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen“ (Huber).

Auch in der Bibel wird die Warum-Frage von vielen Menschen aufgeworfen. Wir finden sie oft in den Psalmen. Selbst Jesus hat sie gestellt, als er am Kreuz hing: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15,34).

Die wohl tiefgründigste Auseinandersetzung mit der Warum-Frage ist im Hiobbuch festgehalten. Über 40 Kapitel lang streitet Hiob mit seinen Freunden und fordert von Gott, ihm zu erklären, warum er Haus und Hof verloren hat, warum seine Familie ausgelöscht wurde, warum er an Aussatz erkrankt ist, obwohl er sich nichts hat zu Schulden kommen lassen. Die Erklärungen seiner drei Freunde reichen ihm nicht. Er ruft die höchste Instanz an. Am Ende redet Gott tatsächlich mit ihm. Doch auf seine Frage nach dem „Warum“ bekommt auch Hiob letztlich keine Antwort. Nur die, dass er als Mensch gar kein Recht habe, Gott danach zu fragen. Aber was bleibt uns denn, wenn Gott uns diese eine, diese quälende Frage nicht beantworten will?

Wir mögen zwar wie Hiob im Aschenhaufen und wie übrigens auch Jesus am Kreuz keine Antwort auf unser „Warum“ erhalten, aber wir erfahren, wie die Menschen der Bibel mit diesem Schweigen Gottes umgegangen sind. Sie bleiben nicht bei der Frage stehen. Sie klagen und schreien ihre Wut, ihre Trauer, ihr

Unverständnis Gott entgegen. Sie beten, wie Jesus im Garten Gethsemane gebetet hat, inständig, ehrlich mit sich selbst, äußern ihre Zweifel, ja auch ihren Unglauben. Am Ende vertrauen sie darauf, dass Gott ihr Leben dennoch begleitet, wenn sie auch manches nicht begreifen.

Sie handeln wie der Samariter, dem Religion und Kultur und seine eigene Geschäftigkeit keine Hindernisse sind, einem leidenden Menschen zu helfen, so gut es geht und soweit es in seinen Kräften steht. Schließlich bleibt eben nicht allein das Klagen, der Zweifel, der Schock.

In vielem verstehen wir Gott nicht. Wir begreifen, dass diese Schöpfung gar nicht so gut ist, wie sie in den ersten Seiten unserer Bibel beurteilt wird. Wir erkennen, wie gefährdet und wie verletzlich unser Leben ist. Gerade deshalb finden wir zu zwei entscheidenden Antworten: zu Demut und Liebe.

Die eine Antwort heißt „Demut“. Wir Kinder der Moderne werden durch die Ereignisse im Indischen Ozean daran erinnert, dass unsere Herrschaft über die Natur nicht unumschränkt ist. Die Gewalt der Natur hat uns in die Grenzen gewiesen. „Immer wieder kann es geschehen, dass die Erdteile sich so gegeneinander verschieben, dass ein Beben auch das Meer zum Toben bringt. Nicht die Allmacht Gottes, sondern die Allmachtsvorstellungen des modernen Menschen werden durch solche Ereignisse in ihre Schranken gewiesen“ (Huber). So drängt uns trotz unserer Kenntnisse der Natur und trotz unserer Möglichkeiten, sie uns dienstbar zu machen, dieses Erleben wieder zu einer Haltung der Demut. Wir müssen uns bewusst bleiben, wie klein unsere Kraft und wie verletzlich unser Leben ist.

Die andere Antwort heißt „Liebe“. So grausam mich die Berichte und Bilder aus dem Katastrophengebiet auf der einen Seite erschüttert haben, so erstaunt und froh war ich auf der anderen Seite, als ich hörte, dass dieses Geschehen dort unten die größte Hilfsaktion rund um die Welt ausgelöst hat, die es je gegeben hat. Unzählige Menschen und Organisationen haben „in den letzten Tagen großzügig gespendet, um die schlimmste Not zu lindern“ (Huber). Ganze Staaten und selbst die UNO bringen erhebliche Opfer, um den Wiederaufbau zu fördern. Hilfsorganisationen haben schnell reagiert und Material und Helfer in die Krisenregion entsandt. Obwohl selbst betroffen, halfen auch die Einheimischen vor Ort, wo sie nur konnten.

Das ungeahnte Ausmaß dieser Katastrophe hat die Herzen der Menschen berührt. „Globalisierung“ unserer Welt hieß auf einmal nicht mehr nur wirtschaftliche Zusammenarbeit, sondern: wir alle sind Gottes Kinder. Und wer hat, der gibt jetzt dem, der nichts mehr hat.

Als Christen müssen wir nicht allein bei dem „Warum“ stehen bleiben. Wir

mögen keine befriedigende Antwort auf die Warum-Frage erhalten, aber wir dürfen all den leidgeprüften Menschen gegenüber deshalb nicht unsere eigene Antwort auf ihr Schicksal schuldig bleiben. Wer spenden kann, spende. Wer beten kann, bete. Wer selbst mit anpacken will, packe mit an. Unser Glaube endet nicht am Kreuz, sondern hofft auf den Tag der Auferstehung. Unser Glaube geht am Leid nicht vorbei, sondern nimmt sich der Opfer an. Wir hoffen, dass dieses grausame Geschehen im Indischen Ozean die Demut der Menschen und ihre Bereitschaft zur Liebe neu geweckt hat. Wir hoffen, dass diejenigen, die sich in dem ganzen Chaos nicht wiederfinden konnten, sich eines Tages wiedersehen werden. Wir hoffen, dass all die Leichen, die nicht identifiziert oder gefunden werden können, bei Gott nicht namenlos bleiben, sondern ihm entgegengehen.

So leuchtet also doch über „dem Volk, das in Finsternis saß, ein großes Licht“ und „denen, die am Ort und im Schatten des Todes sitzen“, darf „ein Licht aufgehen“ (Jesaja 9,1): das Licht unserer Hoffnung, das Licht unseres Glaubens, das Licht unserer Liebe. Wir finden also in aller Anfechtung und in allem Zweifel wieder zurück in die Hand Gottes, aus der uns nichts und niemand reißen kann.

Christian Jung

Die Übel, das Leiden und die Seligkeit

Gedanken zur Theodizee-Frage

Christian Jung, Vorstandsmitglied im Bund für Freies Christentum, hat kürzlich an der Universität Tübingen sein Magisterexamen im Fach Philosophie erfolgreich abgeschlossen. Zur Frage der Übel in der Welt, des menschlichen Leidens und der Gerechtigkeit Gottes äußert er sich im Folgenden aus philosophischer Perspektive, besonders im Anschluss an die mystische Überlieferung.

Die jüngst vergangenen Naturkatastrophen geben Anlass, die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes angesichts der Übel in der Welt („Theodizee“) neu zu stellen. Klassisch formuliert hat sie der barocke Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) in seinen umfangreichen (und leider weitschweifigen) Essais de Théodicée (1710). Das Problem, das zuerst Epikur formuliert haben soll, ist folgendes: Wenn Gott (1) allmächtig, (2) allgütig und (3) allwissend ist, wie kann

er dann die Übel in der Welt zulassen? Denn wenn er zwar um die Übel weiß und sie auch verhindern will, aber nicht kann, so ist er nicht allmächtig. Ist er zwar allmächtig und allgütig, weiß aber nicht um die Übel, so ist er nicht Gott. Auch die Allmacht vereint mit dem Allwissen führt zu einem widersprüchlichen Gottesbegriff, in dem die Güte nicht enthalten sein kann. Wir stehen hier also vor einem logischen Problem, das nicht zuzulassen scheint, Gott alle drei Prädikate zuzuschreiben: Allmacht, Allgüte und Allwissen.

Die klassische Lösung des Problems besteht in der Behauptung, dass Gottes Vernunft unsere Vernunft unendlich übersteigt. Wir Menschen können weder die unendliche Ursachenkette kennen, die zu einem Ereignis führt, noch wissen, für welchen Zweck ein Ereignis eine notwendige Bedingung ist. Das ist recht plausibel, doch rückt eine solche Annahme Gott in große Ferne vom Menschen. Sie widerspricht nach Ansicht des jüdischen Philosophen Hans Jonas (1903-1993) dem Glauben an einen sorgenden Gott, der eine Beziehung zum Menschen unterhalten will. Wenn man also nicht glauben kann und will, dass Gott eben seine Gründe für alles, was geschieht, haben wird, so bleibt nur der Ausweg, Gott eines der drei Vollkommenheitsprädikate abzusprechen. Diese Lösung wählt Hans Jonas in seinem 1984 in Tübingen gehaltenen Festvortrag „Der Gottesbegriff nach Auschwitz“ (jetzt in: Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen, suhrkamp taschenbuch 2279, Frankfurt am Main und Leipzig 1994, S. 190-208), in dem er die Allmacht Gottes preisgibt. Ich denke, dass christlicher Glaube - welcher Couleur auch immer - diese Konsequenz nicht hinnehmen kann. Sie setzt eben doch menschliche Maßstäbe als absolut voraus und nimmt die vernunftgemäße Beschränkung Gottes eher in Kauf als die Begrenztheit menschlicher Existenz und menschlichen Verstehens.

In aller Allgemeinheit ist dies also die Frage der Theodizee: die Frage nach der Zulassung der Übel. Mit Leibnizens Hilfe möchte ich das Problem noch etwas vertiefen, ohne auf seinen Lösungsentwurf eigens zu sprechen zu kommen (denn er enthält andere fundamentale Probleme, wie das des Determinismus und der Willensfreiheit, die nicht in den Rahmen dieses kleinen Beitrags passen). Eine wichtige Frage ist die nach dem Ursprung des Bösen. Sie hat ebenfalls eine lange Geschichte und ihren ersten großen Auftritt im Platonismus. In dieser Tradition bewegt sich auch Leibniz. Er unterscheidet ein dreifaches Übel: (1) das metaphysische Übel, das in der Begrenztheit aller Geschöpfe liegt (die sogenannte Privation). Geschöpfe müssen unvollkommen sein, sonst wären sie Götter. Da eine Pluralität von allmächtigen Göttern nicht vorstellbar ist, hatte Gott nur die Wahl, entweder keine Geschöpfe oder unvollkommene Geschöpfe zu schaffen. Das metaphysische Übel ist also die Kreatürlichkeit als solche. Diese

führt - zwar nicht notwendig, aber faktisch - zu (2) dem moralischen Übel, der Sünde. Als Geschöpfe sind wir schwach und fallen unserer Unvollkommenheit zum Opfer. Die Sünde ist nicht von Gott gewollt, aber er muss sie zulassen, wenn er freie Wesen als Gegenüber will. (3) gibt es physische Übel, etwa Krankheit, die zum großen Teil Folgen des moralischen Übels sind, das heißt Folgen unserer Sünden. Soweit Leibnizens Analyse.

Kehren wir zu den Naturkatastrophen zurück. Hier stellt sich im Gegensatz zu direktem menschlichen Fehlverhalten die Schuldfrage anders. Wenn man von den möglichen Folgen zum Beispiel unterirdischer Atomversuche absieht, liegt hier kein direkt nachvollziehbares menschliches Fehlverhalten vor und damit keine moralische Schuld. Die Natur ist als moralisches Subjekt ungeeignet, sodass - jedenfalls aus christlicher Perspektive - nur Gott als Verantwortlicher übrig bleibt. Nun sind wir vor die Wahl gestellt, in der Zulassung der Naturkatastrophen einen unverständlichen Gott handeln zu sehen oder die physischen Übel eben doch als Folgen unserer Verfehlungen, das heißt Sünden, zu betrachten.

Diese letztere Annahme ist unbequem, ja schlechthin unmodern. Aus dem Alten Testament ebenso wie aus dem Evangelium ist sie aber nicht wegzudenken. Man denke nur an den Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde, wenn Jesus nach der Heilung des Kranken am Teich Betesda rät: „Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre“ (Johannes 5, 14). In 1. Mose 19 lässt Gott die Städte Sodom und Gomorra durch eine Naturkatastrophe untergehen. (Aber er verschont auch die Stadt Ninive, als sie sich bekehrt und Buße tut in Sack und Asche - zum Ärgernis des Propheten Jona.) Der Zusammenhang zwischen Sünde und Krankheit oder auch Naturkatastrophe ist also biblisch. Das soll natürlich nicht heißen, dass wir über die Sünden und die Krankheiten anderer urteilen dürfen. Denn Gott allein kennt das Herz eines Menschen. Oft ist das Leiden nur von anderen verursacht, sodass Unschuldige (mit)betroffen sind.

Wie das Leid empfunden wird

Nachdem ich in den bisherigen Gedanken gleichsam die objektive Seite der Frage, die sich mit Schuld und Gerechtigkeit in der Schöpfungsordnung und damit außerhalb von uns befasst, beleuchtet habe, möchte ich nun eine Kehre machen hin zur subjektiven Seite, die in der Mystik betont wird. Wenn die objektiv formulierte Frage lautet: „Warum lässt Gott die Übel zu?“, so kann man die Frage ins Subjektive umwenden und fragen: „Warum nennst du das, was geschieht, ein Übel?“ Es mag wenig Zweifel geben, dass jeder gewisse Ereignisse

als negativ empfindet. Diese Subjektivität ist nicht gemeint, sondern diejenige, die Äußeres auf Inneres bezieht. Aber ein Ereignis als negativ zu bewerten, das heißt bei seinen menschlichen Empfindungen kritiklos zu verharren, ist nicht unproblematisch. Ich will nun aber nicht danach fragen, ob die Bewertung eines Ereignisses als Übel zu Recht geschieht, denn damit wäre ich wieder in der objektiven Fragestellung. Mein Anliegen ist es, die Leidempfindung in ihrer inneren Phänomenologie zu thematisieren. Ich möchte also die Frage stellen, woher die Beurteilung und Ablehnung von Ereignissen als leidvoll kommt und ob ihr ein höherer Wert zukommt.

Auf diese Frage gibt das Neue Testament zahlreiche Antworten. Das heißt, die Antwort ist eigentlich immer dieselbe, aber sie wird in vielen Brechungen gegeben. In Kürze könnte sie so formuliert werden: Das Leiden in der Welt ist ein notwendiger Umstand des christlichen Lebens. Denn das Licht trifft auf Widerstand. Solange wir dem Gesetz der Sünde unterliegen, können und müssen wir leiden, allerdings nur um der größeren Herrlichkeit willen. Paulus schreibt vom Widerstreit zwischen dem „Fleisch“, das dem Gesetz der Sünde unterliegt, und dem „Geist“, der frei macht: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt und hält mich gefangen im Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist“ (Römer 7,22-23). Jesus selbst verheißt seinen Jüngern Leiden: „Ihr werdet gehasst werden von jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis an das Ende beharrt, der wird selig werden“ (Matthäus 10,22). Dass zur Nachfolge das individuelle Kreuz und der Einsatz des Lebens gehört, ist ebenso klar formuliert (Matthäus 16,24-25). Auf diese Grundtatsache weist uns Paulus hin, wenn er von der Leidensgemeinschaft mit Christus spricht (2. Korinther 4,10-11), die uns verwandelt und erhöht: „Wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit“ (2. Korinther 4,16-17). Soweit einige Zitate, die belegen sollen, dass die gute Botschaft für unser Leben das Leiden einschließt, und zwar so, dass es uns zu einem größeren, ewigen Leben gereicht, und das nicht bloß zufällig.

Wenn ich nun eine Antwort auf die oben gestellte Frage nach der Leidempfindung geben soll, so kann ich mit Paulus sagen, dass unser „Fleisch“ (unser alter, äußerer Mensch) sich gedrückt fühlt, dass aber in gleichem Maße der „innere Mensch“ erstarkt. So gelingt die Transformation der Leidempfindung in Wonne. Es gehört zur Phänomenologie des inneren Menschen, dass Leiden sich unter der segensvollen Begleitung Gottes in Wonne verwandelt.

Mystische Verwandlung

In größtem Detail und klarstem Ausdruck können wir diese mystische Verwandlung nachlesen bei Johannes vom Kreuz (1541-1591) in seiner „Lebendigen Liebesflamme“. Dort spricht er von der Liebesflamme Gottes. Diese schmerzt in der Seele. Doch ist dieser Schmerz die Verwandlung und Erhebung zu Gott selbst: „Wenn nun die Seele sagt, dass die Flamme der Liebe sie in ihrem tiefsten Grunde verwunde, so heißt das nichts anderes, als dass der Heilige Geist, insofern er das Wesen, die Wirksamkeit und Kraft der Seele berührt, sie verwunde und erfasse. [...] Sie spricht so, um die überreiche Fülle von Wonne und Seligkeit zum Ausdruck zu bringen, die sie bei diesem Gnadenerweis des Heiligen Geistes in sich fühlt. Diese Wonne ist um so größer und innerlicher, je mächtiger und wesenhafter die Seele in Gott umgestaltet und mit ihm vereint ist“ (Herder-Verlag, Freiburg 1999, S. 39-40).

Diese Beschreibung handelt zwar nur von der „Liebesflamme Gottes“ in der Seele des Menschen. Aber das Gleiche gilt auch von äußeren Erfahrungen, die wir in unserem inneren Menschen in Licht und Freude verwandeln dürfen. Dieser Überwindung der Welt können wir im Vertrauen auf Jesus Christus, der die Welt überwunden hat, ebenfalls teilhaftig werden, und darin wachsen wir in die Gotteskindschaft hinein. Aus dieser Perspektive verwandelt sich das Übel in der Welt in willkommene Anlässe zur Überwindung der Welt, und das Leid verliert seine Kraft, indem es sich als ein Gut und ein Geschenk erweist.

Meister Eckhart (1260-1328) betont in seinem „Buch der göttlichen Tröstung“, dass man nur um seiner selbst willen leidet und dass derjenige, der ganz in Gott gegründet ist, nicht leiden kann, weil Gott für ihn leidet: „Ganz so, sage ich, wird alles, was man leidet und wirkt um Gottes willen, süß in Gottes Süßigkeit, ehe es zum Herzen des Menschen kommt, der um Gottes willen wirkt und leidet. [...] Sicherlich, soweit sich der Mensch leidvoll und sonder Trost findet, soweit geschah sein Wirken nicht um Gottes willen allein“ (Deutsche Predigten und Traktate, herausgegeben von Josef Quint, jetzt Diogenes Taschenbuch 202, 1979, S. 132-133). Dass das Leiden zur Seligkeit wird, ist ja auch die Verheißung der Seligpreisungen (Matthäus 5,3-12). Für Eckhart ist das Leiden so fundamental, dass er eine Anti-Theodizee-Frage stellen kann: „Wie kann der die Güte liebende Gott es zulassen, dass seine Freunde, gute Menschen, nicht beständig ohne Unterlass im Leiden stehen?“ (ebenda S. 133).

All diese Zeugnisse bleiben unverstanden und werden oft abgelehnt, weil man nicht die mystisch-phänomenologische Transformation von Leidempfindung in Wonne berücksichtigt und sich nicht darin einübt. Im Leiden und

im Überwinden des Leidens steckt wahre christliche Freiheit. Für mich gehört es zu einem freien Christentum, dass ich die inneren Dimensionen der Freiheit, die in mir und im Wort Gottes verborgen liegen, erschließen und aus dieser tiefen Quelle leben und Zeugnis ablegen kann für den Einen, der die Welt für alle Menschen überwunden hat.

Gerhard Bartning

Leben ist Übergang

Später Dank an den Lyriker Hermann Kükelhaus (1920-1944)

Der Autor erinnert sich: „Seit geraumer Zeit möchte ich die Stimme von Hermann Kükelhaus (1920-1944) zu Gehör bringen – eines jungen Menschen, dem nur 23 Lebensjahre vergönnt waren. Als ich einen mir sehr verbundenen Menschen verloren hatte und einem Freund schrieb, dass ich die Nähe des Toten noch immer fast leibhaftig verspüre, antwortete er: ‚Was willst du denn? Wir sind doch umgeben von unseren Toten!‘ Der Freund war der Tischlermeister, Architekt und Mathematiker Hugo Kükelhaus (1900-1984)“, der 20 Jahre ältere Bruder des Dichters Hermann Kükelhaus.

Aus den Werken des früh gestorbenen Lyrikers wird im Folgenden zitiert nach der neuesten, im Buchhandel erhältlichen Ausgabe:

Hermann Kükelhaus: ...ein Narr der Held. Briefe und Gedichte 1939-1943. Herausgegeben von Ingrid Grebe. Urachhaus Verlag, Stuttgart 1998 (ISBN 3-8251-7208-2), 247 Seiten. 19,90 Euro.

Hermann Kükelhaus, am 4. August 1920 in Essen geboren, hatte aufgrund seiner Auffassungsgabe und außerordentlicher Leistungen eine „Napola“, eine jener berühmten nationalsozialistischen Eliteschulen, mit dem besten Abiturzeugnis abgeschlossen. Damit stand ihm zu, die Jahresabschlussrede zu halten. Als er sie mit dem von ihm gewählten und vorbereiteten Thema „Der Machthaber und die Masse“ begonnen hatte, brach ein Tumult los, der auch dem Berliner Propagandaministerium zu Ohren kam und zur Auflage an den Redner führte, er solle vor Aufnahme seines Studiums ein Jahr lang unter Tage Bergarbeit leisten. Für Kükelhaus war diese Zeit sein schönster Lebensabschnitt. Bergarbeiter wurden seine besten Freunde, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er zu dem stand,

was er als 13-jähriger Schüler, sich von seinen Gesinnungsgenossen einen Augenblick zurückziehend, auf einem Zettel notiert hatte:

„Es liegt im Zeichen seiner Macht, / dass er die Tauben sehen macht, / die Blinden macht er hören. / Und als er alles so gekehrt, / dass keiner sah und niemand hört, / ließ er sich Treue schwören-“ (S. 16).

Zu den Zeitumständen: Adolf Hitler hatte nach Paul von Hindenburgs Tod (2. August 1934) alle Institutionen auf sich eingeschworen. In einem Brief von Mitte Juni 1942 aus Warschau fragt Kükelhaus seine Freundin Anne: „Kennst du den Spuk?“, und zitiert sich dann selbst mit den früher verfassten Zeilen (S. 94).

Hätte Kükelhaus doch damit Recht behalten, dass „der Spuk verfliegt, wenn wir imstande sind, ihn uns aus den Augen zu wischen“! Noch deutlicher, in einer für ihn charakteristischen, zugleich gegensätzlichen wie zusammengehörigen Weise, teilt er sich in folgendem Gedicht mit: „Mich jammert das Tal, der Freund / und die Erde, die Nacht. / Nur meiner klage ich nicht, / sondern berge / unsägliches Weh und den sternübersäten / Himmel der Trauer / dir, o Liebe, um eigenen Preis“ (S. 188).

Wo wir beim Lesen der Gedichtsammlung eine Nähe zur Mystik zu erkennen vermeinen, vermischt die Aussage weder das Ich des Dichters noch das Ganze der Welt („alles“) mit dem Selbst-Sein der Gottheit: „-Und habe alles, was ich sah, / im Spiel danach gefragt; / da hat Gott alles, was geschah, / zur Antwort mir gesagt...“ (S. 85). Der Wahrnehmende bleibt sich der kindlichen Art seines Fragens bewusst. Es ist, wie wenn er die ihm begegnenden Wesen einlode, an dem Reigen teilzunehmen, den er – oder Gott selbst – eröffnet haben könnte.

Am 29. Januar 1944 kam Kükelhaus in Berlin beim Versuch um, während eines Genesungsurlaubs nach lebensgefährlicher Verwundung an der Ostfront im Dachstuhl eines sechsstöckigen Hauses einen Brand zu löschen. Lange zuvor schon lebte er in der Nachbarschaft und der Vertrautheit mit dem Tod: „Ich hab’ in all der großen Not / doch immer nur bereitet - / und nur gewartet auf den Tod, / der mir das Auge weitet“ (S. 87).

Was das Leben uns zuspricht, konnte er zugleich als Zuspruch und Anspruch des Todes annehmen und aufnehmen. Der Umgang mit der Gegenwart des Todes ermöglichte ihm jene Gelassenheit, die sich des Seins in seiner (un)heimlichen Grenzenlosigkeit als einer letzten Heimat erfreuen kann. „Peitschend zwingt sie [die Form] mich in ihre Geschirre, / peitschend gebietet sie, sie zu verlassen. / Das alles ist Christus und sein Sein: / Das Sein“ (S. 115-116). In einem Brief vom 21. November 1942 schreibt er: „Sei unvollkommen, um vollkommen sein zu können (hier liegt der Ton auf *sein*, man müsste es groß schreiben). Und wiederum: *sein* zu können heißt das Können können; um mehr

geht es im Leben nicht, als alles Ding um seiner selbst willen zu tun. Das ist Liebe. Christus hat das gesagt: Liebe deinen Nächsten. Zum Tun musst du immer *sein* setzen“ (S. 157).

Doch da das „Sein“ in sich gegensätzlich ist, ermöglicht es den Austausch, das „Fließen“, die Art zu erkennen und anzunehmen, wie es sich uns zeigen will. „Abseits aller Augenmerke/ will ein unverwandtes Fließen/ durch den Bogen eurer Werke/ sich in Schweigendes ergießen/ und im Dämmer seiner Stärke/ sich zum Göttlichen entschließen“ (S. 174).

Darum könnte sogar der im allfälligen Sinn Gläubige den Dichter als Zeugen für die ihm vertraute Art, fromm zu sein, beanspruchen: „Ach, was meint ihr nur vom Leben - /Habt ihr auch einmal bedacht,/ wer den Himmel hat gegeben/ und die Erde schön gemacht..?/ Wer die Wälder wachsen lässt/ und die Blumen blühen.../ Sagt, wer hält die Sterne fest,/ die die Nacht durchglühen..?/ Welcher macht das Herz noch warm,/ wenn die Stürme toben/ und der Tod den Knochenarm/ drohend hat erhoben - ?“ (S. 84).

„Wir sind in Gottes Hand“

Seiner Freundin Anna schreibt er: „Versteh mich, wir sind in Gottes Hand. Und wenn ich nichts mehr weiß, dann ist es dies. Darin kann ich mich immer wieder bergen. Sonst will ich nichts, das ist mir lange klar und gut geworden“ (S. 94). An anderer Stelle heißt es: „O Mensch! Die Zeit, die Nacht begann,/ da niemand sehn und werken kann - / Die Bäume alle beten gehn./ Und aus den Tiefen ihrer Seen/ die Fische nach der Sonne flehn - /Nun heb die Gnade an!“ (S. 120).

Einmal wird auch das, was das Menschsein vom Grund her bedroht, mit dem altgeläufigen Namen benannt: „Wir haben etwas vom Teufel – wenn der gebannt ist, schlafen wir in Gott... Das ist der Schlaf in Gott – Wer das nur einmal erlebt hat (- ich habe es nur einmal erlebt, - eine ganze Nacht), dem ist es klar geworden, dass es auf der Welt nur um das Loslösen, um das Er- und Ablösen der Kräfte geht – Das höchste Gebot ist Menschsein!“.

Menschliches Leben, Leben überhaupt ist Übergang, wo der soeben gemachte Schritt im nächsten aufgeht, in ihm „zunichte“ wird. Aber: „Nichts ist Vernichtung, alles nur Verwandlung“ (S. 53). „War der Tag dir nicht gewogen.../ ist gleich dir ein armer Wanderer - / In des Lebens bunten Wogen/ kommt er morgen als ein anderer - / Lebe wohl, es ist an Zeiten, dass wir still von dannen gehen - / und in allen lichten Weiten/ uns verwandelt wiedersehn...“ (S. 106). Seinem Bruder Hugo schreibt er: „Es ist ja ein Ziel gesetzt. Ist es so schwer zu

begreifen, dass wir unser morsches Geäst nicht in den Himmel zu schleppen brauchen?“ (S. 35).

Ein letztes Eins-Sein mit dem Unaussprechlichen

Die Lösung des soeben Vergangenen im jetzt Geschehenden bewegt sich auf die Erfahrung des letzten Eins-Seins mit dem Unaussprechlichen zu. „In einem Brief an Anne heißt es: „Im Sichtbaren wird das Unsichtbare sichtbar: das muss man sich vor Augen halten, damit es nicht vergessen wird. Nichts ist so leicht zu vergessen wie dieses“ (S. 80).

Ein Gebet mag uns in Erinnerung rufen, wie das Herz der Kreatur innen und außen darauf angewiesen ist, gehalten und geleitet zu werden: „Herr! nun halte die Sonne fest/ Hoch in den schimmernden Lüften - / Breitet sich prächtig ihr Flammengäst/ Über den wolkigen Klüften,/ Herr! so nimm auch mein Leben an - / Rühre das Herz mir leise./ Und von schwankender Ader Bahn/ Führ mich dein himmlisch Geleise!“ (S. 124).

Mystik? Ja, genaues Ergriffensein vom Unaussprechlichen, das uns an jeder Stelle unserer Lebensbegegnungen zur Gestalt, zum Antlitz verdichtet, in die Quere kommen oder zur erbarmenslosen Selbstprüfung herausfordern kann: „Du darfst die Blätter nicht verstehn,/ die dort am Grunde kreisen/ und sich im Wind zu Tode drehn - / Du darfst nur still im Leuchten gehn,/ wo laubbedeckte Pfade weisen./ Und eins bedenk in diesem Bild:/ es hat der gleiche Pfad gelitten,/ dass du in Lachen eingehüllt,/ mit Blüten Haar und Hand gefüllt,/ getanzt bist und geschritten!“ (S. 145).

Im Sommer 1943 hieß mich Hüge Kükelhaus in seinem Haus zu Caputh mit dem folgenden Gedicht seines Bruders willkommen:

„Nicht du, Freund,/ auch die Seele nicht, die im Gebären stände:/ der Mund allein, der Worte bricht,/ spricht Brot in dein Hände.../ Und der nicht ist, der nur erkoren,/ wie Fingerspur im Staube malt,/ ihn grüß, der immer ungeboren/ hineingeborgen dir entstrahlt“ (S. 19).

Es war, als träte der Umriss der Gestalt Christi aus dem tödlichen Nebel der nicht mehr deutbaren Geschehnisse hervor und verwies uns (mit der Kreuzstellung von „sprechen“ und „brechen“) an den Zuspruch, mit dem wir uns gegenseitig mitteilen und Nahrung geben wie mit dem täglichen Brot.

Bücher

Friedrich Heiler: Rundbriefe der Ostasien- und Indienreise. Herausgegeben von Udo Tworuschka. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt am Main 2004 (ISBN 3-87476-416-8), 396 Seiten, kartoniert, 26 Euro.

Der Marburger Professor Friedrich Heiler (1892-1967) war Mitglied und jahrelang Vorstandsmitglied im Bund für Freies Christentum. Der weltbekannte Religionswissenschaftler vertrat eine „geistige und religiöse Einheit der ganzen Menschheit“ (S. 12)“. Er war ein theologischer Gegenspieler Karl Barths. Der hochkirchlich gesonnene, für die liturgische Erneuerung im deutschen Protestantismus bahnbrechende Theologe (S. 9) war ursprünglich römisch-katholisch, konvertierte zum lutherischen Protestantismus, fühlte sich aber in der östlich-orthodoxen und der anglikanischen Kirche „am meisten heimisch“, in der anglikanischen Kirche wegen ihres „liturgisch-sakramentalen Reichtums“, ihrer „ökumenischen Haltung“ und ihres „Weitsinnes“ (S. 168).

Heilers „Rundbriefe“ seiner Ostasien- und Indienreise vom 24. August 1958 bis 24. Mai 1959 wurden dem Herausgeber 1996 von dem Heiler-Schüler Heinz Röhr übergeben. Diese Berichte einer religiösen Studien- und Vortragsreise durch etliche asiatische Länder, vor allem Japan und Indien, verarbeiteten Begegnungen mit Buddhismus, neuen japanischen Religionen, Shintoismus und Hinduismus und mit den dort ansässigen christlichen Kirchen, wobei Heiler für ein einheimisches und

nicht für ein vom Westen kopiertes Christentum plädiert. Die tagebuchartigen Reiseeindrücke sind umso scharfsichtiger, als ihr Verfasser einer der größten Gelehrten auf dem Gebiet der Religionswissenschaft gewesen ist. Zugleich kommt in den eingestreuten theologischen Reflexionen die Grundhaltung Heilers zum Ausdruck: in christlicher Überlieferung, Liturgie und Mystik fest verankert und in einer toleranten, weitherzigen Haltung für die weltweite Offenbarung Gottes geöffnet, für Wahrheit, wo immer sie sich findet.

Die Rundbriefe sind abgerundet durch den Vortrag „Buddhismus in westlicher Sicht“, eine Abschiedsrede in Japan und einen theologisch inhaltsreichen Brief an einen japanischen Theologieprofessor, der einen christlichen Exklusivitätsanspruch vertritt. In der Einleitung führt Tworuschka in Leben und Wirken Heiler ein und gibt fachkundige Hilfe, Heilers Berichte kritisch zu lesen. Ferner liefert er eine lehrreiche „Prosopographie“ (Kurzbiographien samt Quellenangaben) zu vielen in den Rundbriefen erwähnten Personen.

Andreas Rössler

John Shelby Spong: Was sich im Christentum ändern muss. Ein Bischof nimmt Stellung. Patmos Verlag, Düsseldorf 2004 (ISBN 3-491-72481-3), 270 Seiten, gebunden., 19,90 Euro.

Der anglikanische amerikanische Theologe Spong (Jahrgang 1931), ein Schüler Paul Tillichs, war bis 2000 Bischof von Newark (New Jersey). Er gehört in die Reihe gelehrter, progressiver und mit provokativen theologischen Büchern Aufsehen erregender anglikanischer Bischöfe wie James

A. Pike, John A.T. Robinson (1919-1983, Verfasser von „Honest to God“) und David E. Jenkins. Spong ist Bibelwissenschaftler. Das schlägt sich in diesem faszinierenden, allgemeinverständlichen und autobiographisch gewürzte Buch in bibelkritischen Ausführungen nieder.

Der bisherige „Theismus“ sei überholt, das heißt „der Glaube an ein persönliches, überweltliches, übernatürliches Wesen, das in das persönliche Leben und den Ablauf der Geschichte eingreift“ (S. 64). Ein so verstandener Gott sei „so gut wie arbeitslos“ (S. 73). Damit ist dann auch die Mythologie der Bibel überholt, etwa Paradies, Sündenfall und Erbsünde oder auch das Verständnis des Todes Jesu als Sühnopfer oder stellvertretendes Strafleiden. „Ich würde mich ekeln und mich eher abwenden, als eine solche Gottheit anzubeten, die das Opfer des eigenen Sohnes verlangte“ (S. 117). Buchstabenglaube und Dogmatismus werden abgelehnt. Im Anschluss an Tillich werden die Glaubensinhalte symbolisch gedeutet. Spong entwickelt ein heute ehrlicherweise nachzuvollziehendes Gottesverständnis, das freilich, wie er selbst betont, in der besten theologischen Tradition und insbesondere in der Mystik längst angelegt ist. Das von ihm skizzierte neue Verständnis ist am ehesten als „Pantheismus“ zu charakterisieren (S. 80-81): „Es gibt keinen Gott außerhalb des Lebens. Gott ist vielmehr die unausweichliche Tiefe und die Mitte von allem, was ist. Gott ist nicht ein höheres Wesen, das über allen anderen Wesen steht. Gott ist der Urgrund des Seins selbst“ (S. 89). Gott ist also in unserer Wirklichkeit zu finden, als deren tragendes, alles umgreifendes Geheimnis. So

ist Gott auch in uns, und wir selbst gehören in den umfassenden göttlichen Zusammenhang hinein.

Damit ist auch der Ansatz für eine eigenverantwortliche Ethik gegeben: „Gott ist die universale Gegenwart, die alles Leben umfängt. Gott segnet und verflucht den Einzelnen nicht nach einer auferlegten Verhaltensvorschrift. Gott, die Quelle des Lebens, ruft uns zu einem erfüllten Leben. Gott, die Quelle der Liebe, ruft uns dazu auf, verschwenderisch zu lieben. Gott, der Urgrund des Seins, ruft uns dazu auf, den Mut zu haben, wir selbst zu sein“ (S. 256). Jesus wird als besonders eindrückliche, freilich nicht einzige Offenbarung der Liebe Gottes beschrieben und ganz von dem Gesichtspunkt des „Geistes“ her verstanden. Das schließt uns ein: „Die Geist-Person Jesus kann in jedem von uns entdeckt werden“ (S. 140). Das volle Menschsein Jesu offenbarte die Bedeutung Gottes und unsere volle Menschlichkeit verbindet uns mit der Bedeutung Gottes (so S. 157).

„Ewiges Leben“ ist jetzt schon erfahrbar, aber nicht auf das irdische Dasein begrenzt, da das Leben „grenzenlos und unendlich ist“ (S. 249). Die Ewigkeit „ist eins mit dem Einen, der der Urgrund des Seins ist“, und in ihr ist dann „mein Sein, in der Kraft der Liebe entfaltet und bestimmt, mit dem Sein anderer verbunden“ (S. 249). So ist zu erwarten, im Tod „noch tiefer in Gottes Wirklichkeit einzugehen“ (S. 258).

Spong wäre von seinem eigenen symbolischen Ansatz her zu fragen, ob wir uns Gottes Transpersonalität nicht doch im Symbol „Gott als Person“ vorstellen dürfen, denn Gott ist, wie Tillich ausführ-

te, nicht weniger, sondern unendlich mehr als eine begrenzte Person. Ferner wäre Spong zu fragen, ob der Gedanke eines göttlichen Gerichts so ganz von der Hand zu weisen ist: „Gericht“ verstanden als Rechenschaft vor dem Woher und Wohin von allem, als Aufgedecktsein des Gewesenen, auf dem Hintergrund des unbedingten Gefordertseins zur Liebe und zur Wahrhaftigkeit, und in der Konsequenz davon der Gedanke der Läuterung.

Andreas Rössler

Wegmarken zur Transzendenz. Interreligiöse Aspekte des Pilgerns. Religionen im Gespräch Band 8 (RIG 8), 2004. Herausgegeben von Reinhard Kirste, Paul Schwarzenau, Udo Tworuschka. Zimmermann Druck und Verlag GmbH, Widukindplatz 2, 58802 Balve (ISBN 3-89053-097-4). 20, 20 Euro (im Buchhandel; oder bei Direktbestellung: Interreligiöse Arbeitsstelle, Postfach 1201, 58766 Nachrodt, Telefon 02352-30483; E-Mail: interrel@t-online.de)

Dieser achte Band der Reihe „Religionen im Gespräch“, veröffentlicht im Auftrag der Interreligiösen Arbeitsstelle, ist wie alle vorherigen Bände dieser Reihe eine Fundgrube für Fragen und Vorgänge im Bereich des interreligiösen Dialogs und auch der pluralistischen Religionstheologie. Der erste Teil bringt vor allem Beiträge zum thematischen Schwerpunkt „Innere und äußere Pilgerwege“. Der zweite Teil enthält „Dokumente und Berichte“, darunter Tagungsberichte, zum Beispiel von Reinhard Kirste über „Europas Religionen im Veränderungsprozess“ (S. 286-289). Im dritten Teil findet sich „Grundsätzliches zum interreligiösen Dialog“. Der

vierte Teil bringt Rezensionen, und zwar auch zu Büchern, die hier zu Lande kaum zugänglich sind. So kommt man auf den neuesten Stand der Fragestellungen und Diskussionen und wird vielseitig informiert. Ein gewisser Schwerpunkt ist der Islam, und darin spiegelt sich die gegenwärtige religiöse Situation.

Aus der Fülle der Beiträge kann nur einiges wenige genannt werden: Der indische Theologe Joseph Pathrapankal beschäftigt sich mit dem Thema „Gottes-herrschaft und Weltreligionen. Konvergierende Punkte der Lehre Jesu im Kontext des religiösen Pluralismus“ (S. 49-65). Darin wird die Botschaft „Reich Gottes“ in einer „universalen Perspektive“ gesehen. Udo Tworuschka zeigt in seinem Aufsatz „Der interreligiöse Dialog in Europa. Aufgaben Praktischer Religionswissenschaft“ (S. 386-404) verschiedene Tendenzen gegenwärtiger Religionswissenschaft und plädiert im Anschluss an Gustav Mensching für einen Ansatz, der nicht in bloßer Distanz und Analyse verharrt, sondern einen eigenen religiös-weltanschaulichen Standpunkt einbringt und damit auch Maßstäbe für die Bewertung religiöser Phänomene und für die interreligiöse Begegnung liefert. Auch in dem Beitrag „Das Programm der Angewandten Religionswissenschaft – Gegenstand und Aufgabe“ von Hamid Reza Yousefi (S. 405-428) wird Mensching eingehend behandelt. Hans-Martin Schmidt unterstreicht die „Komplementarität der Religionen“ (S. 225-228). Paul Schwarzenau gibt unter der Überschrift „Am Himmel wie auf Erden“ eine „Einführung in das Transzendenz-Symbol der chinesischen Religion“ (S. 84-102).

Andreas Rössler

Leser-Forum

zum Thesenpapier „Zur Arbeit des Bundes für Freies Christentum“

In Freies Christentum 6/2004, S. 161-162, ist ein von Thomas Hoffer verfasstes „Thesepapier zur Arbeit des Bundes für Freies Christentum“ dokumentiert. Zwei erste Stellungnahmen sind in Freies Christentum 1/2005, S. 25-27, veröffentlicht. Eine weitere Stellungnahme wird im Folgenden abgedruckt. Die Mitglieder des Bundes und die Leser der Zeitschrift sind zu weiteren Stellungnahmen eingeladen. Die Ergebnisse werden bei der Mitgliederversammlung am 17. September 2005 in Worms diskutiert werden.

(Zu These 2) Meiner Ansicht nach ist es richtig, dass sich der Bund für Freies Christentum auf Tagungen und in seiner Zeitschrift hauptsächlich mit inhaltlichen Themen und Fragen beschäftigt. Wenn jemand andere Fragen hat, kann er sich ja mit dem Vorstand oder der Geschäftsführung in Verbindung setzen. Meines Erachtens sind die Ziele des Bundes geklärt und es würde meinen Vorstellungen über den Bund nicht entsprechen, wenn über Diskussionen über die Ziele des Bundes oder Ähnliches die Inhalte ins Hintertreffen geraten.

(Zu den Thesen 5-8) Der Vorstand des Bundes hat auf der Jahrestagung 2004 für mich erkennbar dargelegt, dass er sich um die Öffentlichkeitsarbeit bemüht. Wie Thomas Hoffer richtig ausführt, würde eine Intensivierung der Öffentlichkeitsar-

beit viel Arbeitszeit und Geld kosten und man muss sich darüber im Klaren sein, dass die Vorstandsmitglieder des Bundes beruflich und privat auch mit anderen Dingen beschäftigt sind und sich nicht nur mit den Angelegenheiten des Bundes beschäftigen können. Darüber hinaus ist es problematisch, die erforderlichen Mittel aufzutreiben.

(Zu These 9.1) Bezüglich der Bedeutung der Mystik und der Mystiker für das Freie Christentum teile ich die Meinung von Thomas Hoffer voll und ganz. Zur „Ehrenrettung“ des Bundes muss ich allerdings darauf hinweisen, dass im „Forum Freies Christentum“ Nr. 27 (Oktober 1993) von Heinz Röhr das Thema „Außerchristliche Mystik“ behandelt wurde und dass sich die Jahrestagung 1998 mit dem Thema „Mystik und Freies Christentum“ befasst hat (dazu Forum Freies Christentum Nr. 42, März 1999, „Mystik und Freies Christentum“). Nachdem dies allerdings schon eine Weile zurückliegt, würde ich es sehr begrüßen, wenn das Thema „Christliche Mystik“ in unserer Zeitschrift und in den Jahres- und Regionaltagungen wieder verstärkt Einzug finden würde.

Abschließend: Ich begrüße es, dass sich Mitglieder des Bundes über dessen Zukunft Sorge machen und sich aktiv bemühen möchten, sein „Überleben“ zu sichern und seine Ausbreitung zu fördern. Mein Vorschlag an Thomas Hoffer und alle, die sich ähnlich für den Bund engagieren möchten, ist folgender:

Bringen Sie sich und Ihre Ideen verstärkt in Ihrer Regionalgruppe ein oder gründen Sie im Einzugsbereich Ihres Wohnorts eine Regionalgruppe und ver-

suchen Sie dort, Ihre Ideen in die Tat umzusetzen! Berichten Sie dem Vorstand des Bundes über Ihre Aktivitäten und Ihren Erfolg! Sollte ab dem Zeitpunkt Ihres Engagements in einer Regionalgruppe die Mitgliederzahl des Bundes im Einzugsbereich Ihrer Regionalgruppe spürbar ansteigen, wird sich der Vorstand des Bundes Ihren Ideen und Vorschlägen nicht verschließen können und sicher versuchen, diese bundesweit umzusetzen.

Es bedarf meiner Ansicht nach nicht nur guter Ideen, sondern man sollte auch durch die Tat beweisen, dass es möglich ist, diese Ideen erfolgreich umzusetzen.

Stephan Eckner, 86836 Klosterlechfeld

Personen

Heinz Nölle wäre 100 geworden

„Jesus sagt: Gott ist Liebe, in uns wirkende Liebe. Das ist ihm kein Dogma, Lehrsatz, sondern die Erfahrung seines Herzens. Er weiß sich von Gott dazu getrieben, die Menschen zu lieben. Er vernimmt Gottes Anruf aus jeder Not, der er begegnet. Auch Jesu Glaube, Jesu Liebe, löst nicht die Rätsel und Widersprüche des Lebens, aber trägt sie und hilft sie tragen“

(aus eine Predigt vom 2. Februar 1958).

Am 10. Oktober 2004 wäre Heinz Nölle 100 Jahre geworden. Aufgewachsen in Bielefeld, ausgebildet an den Universitäten Tübingen, Kiel, Berlin und Münster, jugendbewegt, Schüler von Karl Holl, von daher kirchen- und dogmenkritisch eingestellt, war er von 1933 bis 1973 Pastor der

St. Remberti-Gemeinde zu Bremen. Über 40 Jahre diente er emsig dieser Gemeinde aus Überzeugung und freiem Engagement. Dieser große liberale Theologe Bremens hat den Geist und die theologische Gestalt von St. Remberti nachhaltig bestimmt.

In schweren und bewegten Zeiten stand er seiner Gemeinde zur Seite, prägte das Profil des Gemeindelebens, war streitbar und vermittelnd zugleich. Schwere persönliche Schicksalsschläge haben Wunden in sein Leben geschlagen, jedoch seinen aufrechten Gang nicht gebrochen. Pastor Nölle war eine Reihe von Jahren aktives Mitglied und Vorstandsmitglied des Bundes für Freies Christentum.

Als ich ihn das erste Mal 1980 in seinem Studierzimmer aufsuchte, begegnete mir ein distinguiertes Herr im besten Sinne des Wortes. Ein Hanseat vom Scheitel bis zur Sohle? Keineswegs. Der westfälische Kern war schon in seiner Sprechweise spürbar: Wohl gesetzt, diskret und doch auch leidenschaftliche Töne enthaltend, erzählte er frei aus der Erinnerung über bewegte und eher leise Zeiten seiner Arbeit. Nie hat er sich zum Ratgeber eines jungen Theologen aufgespielt, das war ihm fern. Aber die Gewissens-, Glaubens- und Lehrfreiheit der Bremischen Evangelischen Kirche lag ihm am Herzen.

Jede Art von Orthodoxie, von ab- und ausgrenzender Parteilichkeit war ihm zuwider. „Mir sind Leute verdächtig, die sich ihrer Sache ganz sicher sind.“ Die Liebe Jesu hat für ihn immer auch menschliche Züge. Mit den dogmatischen Streitigkeiten über die zwei Naturen des Gottessohnes konnte er nichts anfangen. Es ging ihm nicht so sehr um die theologi-

schen Richtigkeiten, sondern viel mehr um die praktische Nachfolge. „Nimm den Geist der Liebe, der aus Jesu Leben leuchtet, in dein eigenes Tun und Reden, dass du aus deinen eigenen Sorgen heraus die helfende Hand denen reichst, die neben dir leiden“ (die Schlussworte aus der oben zitierten Rundfunkpredigt).

Am 22. Mai 1989 starb der von seiner Gemeinde auch noch im hohen Alter verehrte und geachtete Theologe auf einer Ferienfahrt in die Lüneburger Heide.

In einem Gottesdienst am 10. Oktober 2004 wurde in der St. Remberti-Kirche seiner gedacht.

Pastor Helmut Langel, Heymelstraße 35, 28359 Bremen

Termine

Freitagabend-Treff

Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39

11. März 2005, 19 Uhr.

Professor Dr. Werner Zager: „Für uns am Kreuz gestorben. - Muss ich das glauben? Unsere Schwierigkeiten mit dem Sühnetod Jesu und Albert Schweitzers Hilfe zur Überwindung unserer Ratlosigkeit“

Regionaltreffen 2005 in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft (siehe oben), jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

12. März. Professor Dr. Werner Zager: „Das Johannes-Evangelium und die ‚Menschwerdung Gottes‘“.

9. Juli. Pfarrer Heinrich Frommer: „Friedrich Schiller und die Religion“.

22. Oktober. Pfarrer Dr. Claus Petersen (Nürnberg): „Reich Gottes: Schlüsselbegriff christlichen Glaubens und Handelns“.

Evang. Akademie Bad Boll

29. März - 1. April, Deutsch-asiatische Begegnungstagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll (Telefon 07164 -79-0, Zentrale; Fax- 440).

Thema: „Der Weg der Götter. Im Dialog mit Japans Religionen“.

Unter anderem:

Professor Dr. Martin Repp (Kyoto): „Einblicke in die religiöse Landschaft Japans“. „Zur religiösen Welt der Manga“.- Professor Dr. Teruo Kuribayashi (Nishinomiya/Kobe): „Biblische Einsichten“.- Professor Dr. Ulrich Dehn (Hamburg): „Staat und Religion in Japan“.

- Dr. Ulrich Dehn und Dr. Martin Repp: „Neue Religiosität und neue Religionen“.

- Mira Sonntag (Kyoto): „Lebensgeschichtliche Erfahrungen“. – Professor Dr. Teruo Kuribayashi: „Der Friedensbeitrag japanischer Religionen aus der Perspektive eines Christen“.

Auskunft und (bis spätestens 15. März) Anmeldung: Pfarrer Wolfgang Wagner, Evangelische Akademie Bad Boll,

Akademieweg 11, 73087 Bad Boll, Telefon 07164- 79-269, Fax -5347. eMail: wolfgang.wagner@ev-akademie-boll.de

„Ökumenische Initiative Reich Gottes – jetzt!“, Studientagung

10.-12. Juni in Stein (bei Nürnberg), Tagungs- und Gästehaus Stein des FrauenWerks Stein e.V., Deutenbacher Straße 1, 90547 Stein (Telefon 0911-6806-264, Fax -265).

Thema: „Ohne Kreuz und Auferstehung an das Reich Gottes glauben?“

Pfarrer Dr. Karl Martin (Wiesbaden): „Dein Reich komme! Das Gebet der Gemeinde um Gottes Reich auf Erden.“ Auseinandersetzung mit der Reich-Gottes-Theologie Dietrich Bonhoeffers. - Dr. Meinrad Limbeck (Tübingen): „Warum schenkt er dem Elenden Licht?“ (Hiob 3,20). Woran Gottes Reich scheitert. - „Kreativcafé Reich Gottes“, anschließend Mahlfeier.

Information und (bis spätestens 30. April) Anmeldung bei: Pfarrer Dr. Claus Petersen, Vestnertorgraben 7, 90408 Nürnberg, Telefon 0911-3505-165.

E-Mail: claus.petersen@stadtmission-nuernberg.de

Jahrestagung 2005 des Bundes für Freies Christentum

16.- 18. September im Nibelungen-Hotel in Worms. Gemeinsame Tagung der Martin Buber-Gesellschaft und des Bundes für Freies Christentum in Kooperati-

on mit der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau.

Thema: „Ich und Du, Mensch und Gott. Im Gespräch mit Martin Buber“.

Programmablauf im Überblick:

Freitag, 16. September:

bis 17.30 Uhr Anreise.

Dr. Andreas Rössler: „Reden von und zu Gott in einer Zeit der Gottesfinsternis - ausgehend von Martin Bubers Buch“.

Samstag, 17. September:

Dorothea Friemel, Wort zum Tag.

Professor Dr. Werner Zager: „Martin Bubers ‚Zwei Glaubensweisen‘ - eine Prüfung aus christlicher Sicht“.

Besuch der Alten Synagoge (mit Pfarrer Karlheinz Storch) und des Raschihauses.

Lothar Stiehm: „Martin Bubers erzieherischer Impuls im Denken wie im Leben.“

Professor Dr. Hans-Joachim Werner: „Kein Prinzipienbuch in die Hand - Überlegungen zu Bubers ethischem Denken“.

Lothar Stiehm: „Martin Buber und Albert Schweitzer.“

20.15 Uhr Öffentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum.

Sonntag, 18. September:

Gottesdienst in der Friedrichskirche, Pfarrer Heinrich Frommer.

Professor Dr. Daniel Krochmalnik:

„Martin Bubers ‚Zwei Glaubensweisen‘ - eine Prüfung aus jüdischer Sicht“.

12.30 Uhr Mittagessen, danach Ende der Tagung.

(Weitere Einzelheiten samt Kosten und Anmeldeformalitäten werden in Heft 3/2005 bekannt gegeben werden.)

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30). Kassensführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619. E-Mail: tgdst@t-online.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).